

Zeitschrift: Jurablätter : Monatsschrift für Heimat- und Volkskunde

Band: 58 (1996)

Heft: 1

Artikel: Ein ungewöhnliches Grab : Überraschungen bei der Auswertung der Grabungen im römischen Gutshof beim Spitalhof in Biberist/SO

Autor: Schucany, Caty

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-862343>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein ungewöhnliches Grab

Überraschungen bei der Auswertung der Grabungen im römischen Gutshof beim Spitalhof in Biberist/SO

Von Caty Schucany, *Kantonsarchäologie Solothurn*

In den 80er Jahren führte die Kantonsarchäologie Solothurn auf dem Trasse der Nationalstrasse N5 beim Spitalhof auf dem Gemeindegebiet von Biberist ausgedehnte Ausgrabungen in einem römischen Gutshof durch. Die Solothurner Bevölkerung nahm an ihnen mit grossem Interesse teil, wie wir das jeweils am «Tag der offenen Ausgrabung» immer wieder feststellen konnten. Obwohl schon während der Grabung Anlage und Entwicklung des Gutshofes sowie die Funktion einzelner Häuser sich in groben Zügen zu erkennen gaben, hat die nun in Angriff genommene wissenschaftliche Auswertung einige neue und zum Teil völlig unvorhergesehene Erkenntnisse erbracht.

Eine Ausgrabung stellt nur den ersten Teil einer archäologischen Untersuchung dar. Erst die wissenschaftliche Aufarbeitung und Auswertung bringen die Grabungsergebnisse zum Sprechen. Einerseits wird die Interpretation der ausgegrabenen Befunde und Baustrukturen auf Herz und Nieren überprüft, andererseits lassen sich die bisher erst sichergestellten Funde – in erster Linie Tonscherben, Knochen, Metallgegenstände, Münzen, Glasfragmente und anderes mehr – aufgrund ihrer genauen Bestimmung nun in die Überlegungen einbeziehen. Da wir das Erdmaterial vieler Schichten und Grubeneinfüllungen geschlämmt, nämlich ähnlich einem Goldwäscher mit Wasser durch Siebe unterschiedlicher Maschenweite gespült haben, liegen für die Ausgrabung beim Spitalhof ungewöhnlich viele botanische Proben in Form von verkohlten Körnern, Samen und Fruchtteilen vor, die einen interessanten Blick auf Ackerbau und Umwelt der ersten drei Jahrhunderte nach Christi Geburt erlauben. Ein ausführlicher Vorbericht über das hier vorgestellte Grab erscheint Ende Jahr in der Zeitschrift *Archäologie der Schweiz* 18, 1995, Nr. 4, herausgegeben von der Schweizerischen Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte, Petersgraben 9/11, 4051 Basel.

Die Entwicklung des römischen Gutshofes beim Spitalhof verlief über insgesamt drei Perioden: ein erstes, kleines Gehöft an dem aus dem Wildmanngraben kommenden Bach, das in die

Zeit um 70 n. Chr. datiert, ein grosser Hof von rund fünf Hektaren Umfang, die Hauptphase, die uns im folgenden beschäftigen wird, sowie ein wiederum kleines Gehöft mit einigen verstreut angelegten Häusern aus der Zeit nach 250. Die Hauptphase entspricht wie viele Gutshöfe dieser Zeit der typischen *Villa rustica*, wie wir sie vor allem aus Gallien kennen. Sie bestand aus einem herrschaftlichen Teil, der *pars urbana*, im Süden, am Fusse des Buchrains, und einem Wirtschaftsbereich, der *pars rustica*, im Norden, mit den Ökonomiegebäuden wie Speicher, Werkstätten, so etwa einer Schmiede, und den Häusern für das Gesinde, die sich u-förmig um einen grossen, nahezu leeren Innenhof von 70 Metern Breite und 200 Metern Länge gruppierten.

Ein rätselhafter Befund

Im nördlichen Teil des grossen Innenhofes, offenbar auf die Mittelachse des Gutshofes eingemittelt, legten wir im Regensommer des Jahres 1987 ein gut neun auf neun Meter grosses Mauergerüst frei. Es war zweiphasig, denn zwei der Mauern, die Nord- und die Westwand, hatte man später nach innen verbreitert. Während der Grabung zerbrachen wir uns immer wieder den Kopf über diese Baumassnahme: Warum hatte man nur zwei Mauern, statt vier, warum zwei Mauern übereck statt sich gegenüberliegend, verstärkt? Im Mauergerüst, nahe der Westwand, zeigte sich eine 90 cm tiefe, quadratische Grube von 130 cm Seitenlänge. Sie lag genau auf der ostwestlichen Mittelachse des Mauergerüsts der älteren Phase und war mit einer ungemein fundreichen, schwarzen Brandschicht aufgefüllt. Eine dicke Holzkohleschicht bedeckte die Sohle und untere Grubenwand. Sämtliche Funde weisen ausserordentlich starke Brandspuren auf. In der Grubeneinfüllung kam in schräger Lage ein 213 cm langer, im Querschnitt halbrund zugehauener Steinbalken zum Vorschein, der mit dem untersten Teil mitten im Grubengrund steckte. Nördlich der Brandgrube befand sich ein Kalksteinquader von 60 cm Dicke, 64 cm Breite und 88 cm Länge, der ganz in den Boden eingelassen war. In der Mitte hat er eine kreisrunde Mulde von fünfzehn Liter Fassungsvermö-

Biberist-Spitalhof.
Grabgarten mit Steinurne
und umgekipptem
Grabstein.



gen. Auch über diese Installationen, Brandgrube und Steinquader, «werweissten» wir während der ganzen Grabungskampagne, ohne eine befriedigende Erklärung zu finden: Wir dachten an die Ausstattung einer Werkstatt, wo man mit Feuer irgend etwas hergestellt hatte – etwa Gläser, wegen der vielen zu «Tränen» geschmolzenen Grasfragmente aus der Brandgrube. Erst sechs Jahre später, Ende 1993, stiessen wir in einem französischen Fachbuch auf ein schlagendes Vergleichsstück zu unserem Steinquader, das uns auf die richtige Spur führen sollte: Grab! Der Steinquader dürfte eine Graburne sein.

Eine ungewöhnliche Grabstätte der Besitzerfamilie

Die verbrannten Knochen aus der Steinurne und der Brandgrube stammen der anthropologischen Analyse zufolge tatsächlich grösstenteils von Menschen, nämlich von einem etwa fünfzigjährigen Mann, der aufgrund seiner noch ausgezeichneten Zähne reichhaltige Nahrung zu essen bekommen haben muss, und einem Neugeborenen. Vermutlich war aber noch eine dritte Person, wahrscheinlich eine Frau, mit ihnen verbrannt und bestattet worden. Es handelt sich wohl um eine Angehörige der Besitzerfamilie, die um 160 n. Chr. alle gleichzeitig oder innerhalb einer kurzen Zeit gestorben waren, vielleicht an einer ansteckenden Krankheit. Die Verstorbenen verbrannte man auf dem über der Grube errichteten Scheiterhaufen und setzte ihre Überreste in der daneben in den Boden versenkten Steinurne

bei, die man mit einem dicken Deckel aus Kalkstein verschloss. Mit den Rückständen des Scheiterhaufens wurde die Kremationsgrube aufgefüllt, in die man zur Kennzeichnung des Grabes einen Steinbalken als Grabstein pflanzte. Vielleicht standen die Namen der Verstorbenen in Farbe geschrieben auf der flachen Vorderseite. Aus unerfindlichen Gründen wurde beim Aufstellen des Grabsteines nicht genau der Mittelpunkt der Brandgrube getroffen, so dass er etwa 20 cm aus der Mittelachse der Umfriedung verschoben zum Boden herausragte. Damit finden wir nun endlich eine Erklärung für die Verbreiterung der zwei übereck stehenden Gartenmauern: Die Ungenauigkeit störte offenbar so stark, dass man das Mauergeviert so verkleinerte, dass dessen neue ostwestliche Mittelachse genau durch den Grabstein ging.

Eine Bestattung am Ort des Scheiterhaufens nannte man in der Antike *bustum*, im Unterschied zu den viel häufigeren Grablegungen ausserhalb des meist gemeinsam betriebenen Verbrennungsplatzes, *ustrina* genannt. Auf diese Art liessen sich vor allem vornehme und reiche Leute bestatten. Die Gräber befanden sich in römischer Zeit normalerweise ausserhalb der Siedlungen, entlang der Ausfallstrassen, oder bei den Gutshöfen auch oft entlang der Hofmauer. Die Lage der Grabstätte inmitten des Innenhofes, auf der Längachse der ganzen Anlage, von allen Seiten, insbesondere aber vom leicht erhöht gelegenen Herrschaftsteil, gut sichtbar, ist hingegen äusserst ungewöhnlich; wir kennen bisher nur ein einziges Vergleichsbeispiel!



Biberist-Spitalhof. Reste von verbrannten Grabbeigaben. (Keramik, Glas, Spielwürfel) und Knochen (Leichenbrand).

Reiche Ausstattung der Toten

Unseren Verstorbenen vom Spitalhof hat man nach keltischem Brauch eine reichhaltige Ausstattung auf den Scheiterhaufen mitgegeben. Denn anders als die Griechen und Römer, glaubten die Kelten an eine Wiedergeburt nach dem Tode, ein Glaube, der in unseren Gegenden auch unter römischer Herrschaft fort dauerte. Dementsprechend waren die Toten für ihr neues Leben zu rüsten. Schon Caesar berichtet verwundert, dass die Gallier ihre Verstorbenen mit allem, was ihnen lieb gewesen war, verbrannten. Im vorliegenden Fall bestand die Ausstattung einerseits aus persönlichen Dingen wie Schminkzeug, Parfum, einem Spielwürfel und einer Halskette aus dunkelgrünen Glasperlen – von der Kleidung der Verstorbenen blieben nur einige wenige Schuhnägel erhalten. Im weitesten Sinn zu den persönlichen Beigaben sind auch ein Hund und ein Singvogel zu rechnen, die zusammen mit den Verstorbenen auf den Scheiterhaufen kamen.

Vor allem aber hatte man einen ganzen Hausrat mitgegeben, mindestens 330 Tongefässe und viele Vorräte. In einem grossen und in acht-

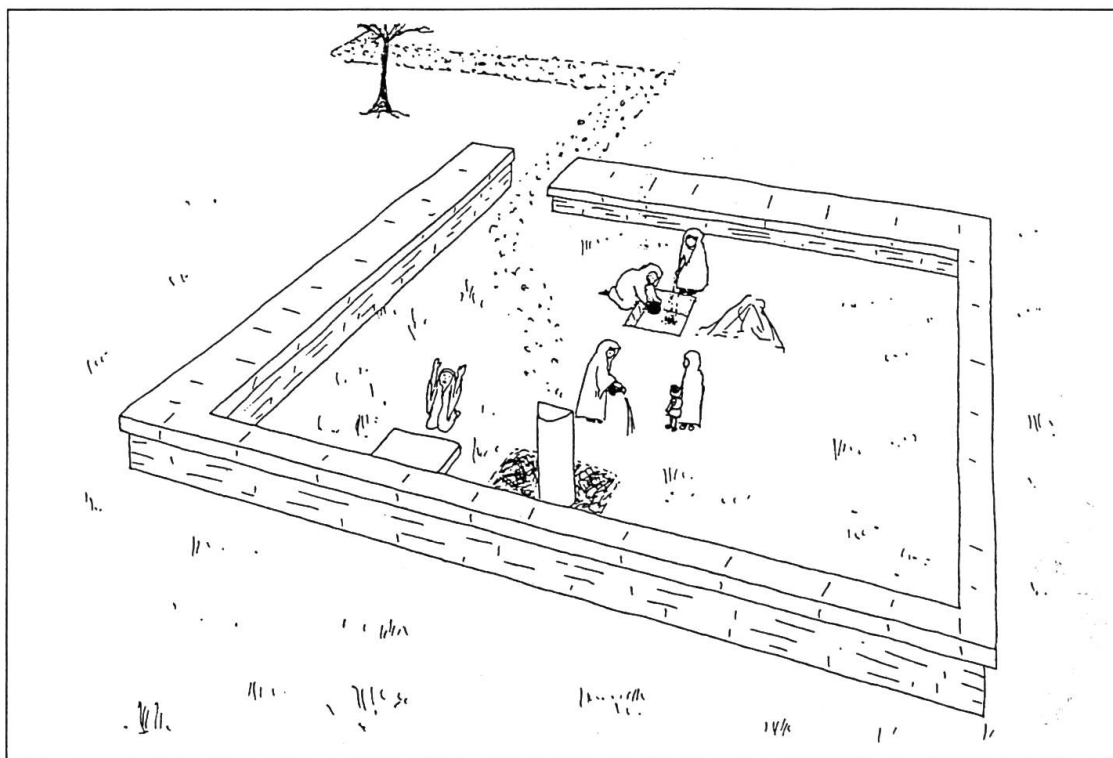
zehn kleinen Vorratsgefässen befanden sich einheimische Güter wie in Honig, Most oder Essig eingemachte Früchte sowie Getreide und ähnliches – die botanischen Untersuchungen haben unter anderem Linsen nachgewiesen. Neun sogenannte Amphoren, wie die von weither importierten grossen Transportgefässe im Fachjargon heissen, enthielten Wein aus Südfrankreich, eingelegte Früchte, wohl Datteln, aus dem südöstlichen Mittelmeerraum, salzige Fischsauce und in solche eingelegte Oliven aus Südspanien. Das Küchengeschirr bestand aus einem Kochtopf und sieben Reibschüsseln, in denen man die in dieser Zeit so beliebten scharfen Saucen anrührte. Das eigentliche Essgeschirr umfasste achtzehn Essteller, die bezogen auf die damals üblichen drei Hauptgänge für eine Tafel von sechs Personen sprechen. Zum Auftragen der Speisen waren 72 Platten mittlerer Grösse und drei Einzel-exemplare, eine grosse Schale sowie je 45 Schüsseln des feinen roten Tafelservice und des gewöhnlichen Geschirrs vorgesehen. Einige der Gefässe erfüllten wohl schon auf dem Scheiterhaufen ihren Zweck, denn sie dürften die mitgegebenen, zum Teil offenbar gekochten Fleischspeisen enthalten haben; nachgewiesen sind Res-

te eines Huhns, eines Rindes, eines Milchammes, zweier Schafe oder Ziegen, von mindestens fünf Schweinen sowie eines Frosches. Die Anzahl der Saucenschälchen – 84 sind zu erschliessen – lässt vermuten, dass für jede in den Reibschüsseln angemachten Saucen zwölf Schälchen bereit standen. Zum Trinkgeschirr gehörten sechs Tonbecher. In vierzehn Tonkrügen sowie einigen Glaskrügen sollte Wein oder Wasser gereicht werden, während die noch ganz in der keltischen Keramiktradition hergestellten hohen, schlauchförmigen Gefässe eher zum Auftragen traditionell einheimischer Getränke wie Met oder Bier dienten.

Opfer am Grab

Die damaligen Totenbräuche unterscheiden sich, wie nicht anders zu erwarten ist, in vielem von den unsrigen. Die dem Feuer mitgegebene Ausstattung der Toten etwa ist ein deutliches Beispiel. Die Gefässscherben sind keineswegs als

Reste eines Totenbankettes anzusehen, denn ein eigentliches Leichenmahl gab es anlässlich der Kremation nicht, sondern allenfalls erst nach der Grablegung. Das Andenken an die Toten feierten die Hinterbliebenen hingegen mehrmals im Jahr mit Opfern, etwa während der *paternalia* in der dritten Februarwoche oder zur Zeit der *rosalia*, wenn die Rosen blühten, und natürlich am Todestag der Verstorbenen. In unserem Fall konnten wir, was ausserordentlich selten ist, Spuren dieser Opferhandlungen fassen: Innerhalb des Mauergevierts fanden wir nämlich eine Grube, die nach der Mittelachse der verkleinerten Anlage ausgerichtet war; sie kann also erst nach der Bestattung der Toten angelegt worden sein. Sie enthielt eine ganze Schüssel, in der die Hinterbliebenen wohl ein Speiseopfer dargebracht hatten. Eine zweite Grube kam östlich des Grabgartens zum Vorschein. Auch sie war auf die jüngere Mittelachse bezogen und diente zur Aufnahme von Speiseopfern: nachgewiesen sind Nüsse und Obst. Auf Trankopfer hingegen deuten unverbrannte Fragmente von Glasflaschen



Rekonstruktionszeichnung. Die Hinterbliebenen trauern und opfern am Grab der Verstorbenen.

hin, die vor dem Grabstein auf dem Boden lagen. Nördlich der Grabanlage fanden wir einen Rinderschädel, der in einer kleinen ovalen Grube vergraben war. Auch bei ihm dürfte es sich um eine Art Opfer handeln, wenn auch nicht um ein eigentliches Speiseopfer, sondern um eine dargebrachte Trophäe.

Aufgabe der Grabstätte

Später muss man die Grabstätte aufgegeben haben, denn der Deckel lag nicht mehr auf der Steinurne, sondern in grosse Fragmente zerbrochen daneben. Überdies muss man den Grabstein umgerissen und in der Kremationsgrube

richtiggehend begraben haben, so dass nichts mehr zu sehen war, was einem Uneingeweihten ein Grab anzeigen konnte. Das Gelände wurde nicht mehr benutzt; es lag brach oder diente als Weide für Zugtiere. In die Nordostecke des grossen Innenhofes hatte man nämlich einen Stall mit Remise eingebaut. Die Umfriedung des Grabes zerfiel im Laufe der Zeit. Wann dies geschah, ist nicht mehr genau zu ermitteln, vielleicht in den Jahren um oder kurz nach 200. Und warum? Die Aufgabe und die Veränderung der Grabanlage bis zur Unkenntlichkeit kann man sich eigentlich nur anlässlich eines Besitzerwechsels vorstellen, bei dem die Hinterbliebenen die Reste ihrer Toten aus der Urne bargen und mitnahmen.

Solothurnische Neuerscheinungen

Neuausgabe der Solothurner Kantonskarte von 1832

Alte geographische Karten und Panoramen haben ihren eigenen Reiz und sie bilden auch ein besonders attraktives Sammelgebiet. Für ihre Freunde bietet sich nun eine besondere Neugierigkeit an; ein Neudruck der ersten topographischen Karte des Kantons Solothurn, erschienen 1832. Ihr Schöpfer war der Oberdorfer Geome-

ter Urs Josef Walker (1800–1855), ein Schüler Dufours. Sein Leben und sein Werk wieder bekanntgemacht zu haben ist das Verdienst von Dr. Thomas Wallner, ebenfalls in Oberdorf, damals Rektor des Gymnasiums Solothurn, heute Regierungsrat. Er hat über Walker und seine Karte schon in den «Jurablättern» 1991, Heft 2,

